

Feuilleton

Eine Schiffergeschichte.

„Hm —!“ entgegnete der Steuermann langsam.

Mehr pflegte er niemals zu antworten, wenn er gefragt wurde; denn er liebte es nicht, augenblicklich zu antworten. Wenn er aber allein sprechen durfte, ohne daß ihn jemand unterbrach, dann konnte er mit den längsten Satzbildungen und den schwierigsten Worten aufwarten. Und dann war der Schiffer ganz besonders stolz auf ihn.

Wie kurz auch die Antwort des Steuermanns dem Uneingeweihten klingen mochte — der Kapitän verstand ihn sofort. Er wandte sich zu dem Jungmann — ernst aber höflich, denn er war ein sehr volkstümlicher Mann:

„Du verdammter Grünshnabel! — glaubst du nicht, daß ich diese Dinge besser verstehe als du? — ich, der ich an nichts anderes gedacht habe als Schiffer zu werden, seitdem ich drei Käse hoch war! Aber ich weiß wohl, was du und deinesgleichen willst! Ihr kümmert euch um den Teufel um das ganze Fahrzeug und wenn ihr uns Alten die Macht nur so nehmen könntet, so würdet ihr auf den ersten, besten Felsen auflaufen — und dann den Whiskyvorrat plündern. Aber daraus wird euch nichts werden — du, junger Hund du! — und hier bleiben wir liegen, solange es mir gefällt.“

Als dieser Beschluß an die Volksversammlung gelangte, weckte er den großen Unwillen bei den Jungen und Unreifen. Das war ja zu erwarten. Aber auch die Freunde und Bewunderer des Kapitäns schüttelten den Kopf und waren der Ansicht, daß dies eine sehr boshafte Antwort sei. Es sei doch nur eine Frage gewesen, und das Fragen stünde doch jedem frei.

Jetzt verbreitete sich nun eine mehr und mehr um sich greifende Mißstimmung, welche unter diesen friedliebenden Menschen etwas Unerhörtes war. Sogar den Schiffer, welcher sonst nicht so leicht eine Sache sah oder begriff, wollte es bedünken, daß er viele ärgerliche Befehle fähe; und er nicht mehr zufrieden mit der Haltung der Besatzung, wenn er auf Deck trat mit seinem freundlichen „Guten Morgen — ihr Schlingel!“

Aber der Steuermann hatte längst Lunte gerochen, denn er hatte eine feine Nase und lange Ohren. Daher merkte man einige Abende nach dem unglückseligen Besuche des Jungmanns, daß im Hinterteil des Schiffes etwas Außergewöhnliches im Werke sei.

Der Kajütenjunge mußte drei Touren mit dem Toddykessel machen; und die Erzählung, welche er nach der letzten Tour im Koop zum Besten gab, klang in Wahrheit furchtbar beunruhigend.

Wie es hieß, habe der Steuermann während zwei Stunden ununterbrochen gesprochen; vor sich auf dem Tische hatten sie: Barometer, Chronometer, Kompaß, Sextant, das Schiffsjournal und die halbe Schiffsbibliothek. Diese bestand aus Kingos Psalmbuch und einem holländischen „Kartenbuch“; denn der Kapitän verstand sich gerade so gut auf die neuen Psalmen, wie der Steuermann auf die neuen Karten.

Jetzt sah der Schiffer nun und stach mit einem großen Zirkel auf der Karte umher, während der Steuermann mit all seinen längsten und schwersten Worten sprach.

Besonders war da ein Wort, daß sich immer wiederholte, und das hatte der Bursche auswendig gelernt; dann wiederholte er es immer und immer wieder für sich, während er die Kajitentreppe hinauf über das Deck nach dem Koop zuging; und in demselben Augenblick, wo er die Tür aufriß, schrie er: „Initiative, — hieß

es! merkt euch das Wort, Jungen! — schreibt es auf — Initiative!“

„Initiative“ wurde mit vieler Mühe buchstabiert und mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Und während der langen Erzählung des Kajütenjungen sahen all diese Menschen und starrten voll Angst und gespannter Erwartung auf das lange mystische Wort.

„Und dann“ — schloß endlich der Junge, — „dann sagte der Steuermann: aber wir wollen selbst die — was dort auf dem Tische steht — ergreifen —“.

„Initiative!“ schrien sie wie aus einem Munde.

„Ja, ja! So hieß es! — und jedesmal, wenn er es sagte, dann schlugen beide mit ihren Fäusten auf den Tisch und sahen mich an, als ob sie mich fressen wollten. Deshalb glaube ich, daß es eine neue Art von Revolver ist, nach dem sie greifen wollen.“

Aber das glaubten die andern nicht; so schlimm war es doch wohl nicht. Das aber irgend etwas bevorstand, das war ja klar. Und die, welche nicht auf der Wache waren, gingen mit bangen Ahnungen in die Koje, und die Hundewache — denn es wurde ordentlich Wache gehalten — tat die Nacht kein Auge zu.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen waren sowohl Schiffer wie Steuermann auf Deck. Keiner von den Leuten konnte sich erinnern, sie jemals so früh am Tage gesehen zu haben. Aber es war jetzt keine Zeit, sich dem Erstaunen hinzugeben. Denn nun folgte Schlag auf Schlag die Ordre zum Segeln: Die Anker gelichtet! Zwei Mann an Land und die Ketten gelöst!

Freude und Bewegung kam unter die Mannschaft, und so schnell ging es, daß die Brigg in weniger als einer Stunde unter Segel war.

Der Schiffer sah den Steuermann an; beide schüttelten den Kopf: „Solche Teufelseile!“

Nach kurzem Kreuzen in dem großen Hafen segelte sie um die Landzunge herum und stach dann in See. Es wehte eine frische Brise, und die See ging hoch.

Der Steuermann stand mit einem ungeheuren Stück Kataback im Munde rittlinks über der Steuerpinne; denn solch ein Teufelskram, wie ein Steuerrod, sollte niemals an Bord kommen, solange er etwas zu sagen hatte.

Der Schiffer stand auf der Kajitentreppe mit der Kapuze über dem Kopfe. Er sah etwas grünlich aus und ließ sehr oft in die Kajüte hinunter. Der alte Bootsmann glaubte, daß er auf der Karte suche; der Jungmann meinte, er tränke Whisky, und der Kajütenjunge schwor darauf, daß er sich erbräche.

Die Mannschaft war in der besten Laune; es war eine solche Erfrischung, wieder Seeluft einzatmen und die Bewegung des Schiffes unter den Füßen zu fühlen. Ja, selbst die alte Brigg schien bei Laune zu sein; sie tauchte so tief in die Wellen wie sie nur konnte und machte vielmehr Gischt, als nötig war.

Die Jungen hielten Lugaus nach hohen Wellen. „Da kommt ein Riese!“ riefen sie, „wenn er jetzt nur ordentlich trifft“ und das tat er!

Es war eine ordentliche Welle, höher als die übrigen. Sie näherte sich bedächtig, legte sich nieder und zielte; dann hob sie sich plötzlich — und gab damit der Brigg, die hausbackig wie ein Posaunenengel war, einen gewaltigen Klapps auf die Backbordswange, daß die ganze Karree zitterte. Und hoch über das Takelwerk und weit über das Deck spritzte der frische Salzschaum; er ging wirklich so weit, daß der Kapitän den Kopf in seinem Deckrock verstecken mußte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 29

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Nummerfrage Nr. 23. ::

Bremen, den 20. Juli 1918

Einzelnummer 20 Pf. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pf.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Ein offenes Schreiben Mehrings an die Bolschewiks	Seite 173
Eine Programmrede von Lenin	„ 174
Wirklichkeit und Einbildung in der linksradikalen Bewegung. Von Julius Diamann, Wien	„ 176
Arbeitergedanken. Von M. Harger	„ 177
Uns unserm politischen Tagebuch	„ 178

Ein offenes Schreiben Mehrings an die Bolschewiks.

Werte Genossen!

Es kann von meiner Seite zu selbstbewußt erscheinen, wenn ich als einer eurer deutschen Gesinnungsgenossen mich erdreiste, euch, russische Genossen, meinen brüderlichen Gruß und die herzlichsten Glückwünsche zu übersenden. In Wirklichkeit schreibe ich an euch nicht als Privatperson, sondern als ältestes Mitglied der Gruppe Internationale und der Spartakusgruppe.

Könnte ich euch wenigstens eine trostreichere Nachricht aus dem inneren Leben der deutschen Arbeiterwelt bringen! Einem Delfink gleich fährt der Regierungssozialismus fort, alles, was ihn umgibt, in sich aufzusaugen. Ungleich mehr gibt der Umstand zu denken, daß die Arbeitermassen noch immer dem Regierungssozialismus zufließen, der hierdurch die Möglichkeit erhielt, die Unabhängige Sozialdemokratie in drei Wahlkämpfen vernichtend zu schlagen.

Der eine dieser Wahlkämpfe (Potsdam-Spandau-Osthavelland), der schon lange Zeit zurückliegt, läßt sich noch einigermaßen erklären. . . Anders verhielt es sich in den Kreisen Niederbarnim und Zwickau-Crimmitschau, wo kürzlich Ersatzwahlen für die verstorbenen Abgeordneten Stadhagen und Stolle, die der Unabhängigen Sozialdemokratie angehörten, stattgefunden haben. Beide Wahlkreise waren alter Besitz der Partei. Sie hatten immer radikale Vertreter entsandt, und die bürgerlichen Parteien stellten in beiden Fällen eigene Kandidaten auf, so daß der Kampf nur zwischen Abhängigen und Unabhängigen ausgefochten wurde. Die Abhängigen trugen, wie dem auch sei, den Sieg davon. Natürlich machte das auf alle unsere Freunde einen deprimierenden Eindruck. Man darf hierbei natürlich nicht den Umstand aus dem Auge lassen, daß der Kampf nicht mit gleichen Waffen geführt wurde.

Doch welches Gewicht man dieser Ungleichheit auch beilegen mag, sie genügt noch bei weitem nicht, um die

Schwere der beiden Niederlagen zu erklären: In der Zeit des Sozialistengesetzes haben die Sozialdemokraten oft unter gleich ungünstigen oder noch schlimmeren Verhältnissen den Sieg davongeklagen. Die wahre Wurzel des Übels liegt tiefer. Sie ist während dieser Wahlen, wie schon früher in einigen Symptomen, zutage getreten: es mangelt der Unabhängigen Sozialdemokratie an der verbenden Kraft, um die proletarischen Massen aufzurütteln und fortzureißen.

Von den Mitgliedern der Partei als Persönlichkeiten läßt sich nichts Schlechtes sagen. Es gibt unter ihnen tüchtige Leute, und sie alle erstreben natürlich das Beste, aber als Partei sind sie unter keinem günstigen Stern geboren.

Zu spät und erst nach langem Schwanken haben sie sich von den Regierungssozialisten losgelöst, an deren Sünden sie wohl über lange Zeit teilgehabt haben. Auch der Zusammenschluß zur Partei erfolgte nicht auf der Grundlage einer allgemeinen und klaren Weltanschauung. In vielen, darunter auch in wichtigen Fragen gehen ihre Ansichten auseinander. Das Bindeglied zwischen ihnen bildet nicht die Parole „vorwärts“, sondern „rückwärts“.

Sie möchten die alte deutsche Sozialdemokratie, die bis zum 4. August 1914 bestanden hat, wieder herstellen. Aber dieses Ziel der Unabhängigen ist nichts als eine Utopie, zudem eine reaktionäre, da sie die Absicht hat, den Leichnam auszugraben und ihn zu neuem Leben zu schmücken. Die frühere deutsche Sozialdemokratie mit ihrer alten erprobten Taktik ist in Stücke geschlagen und begraben. Sie besteht nicht mehr: Es gibt nur noch eine deutsche Sozialdemokratie, die sich im August 1914 gebildet hat.

Diese Trauer der unabhängigen Sozialdemokraten um die unwiederbringliche Vergangenheit entspricht ihrer völligen Blindheit gegenüber den treibenden Kräften der Gegenwart. Den ihnen durch die Niederbarnimer Niederlage zugefügten Schmerz wollen sie durch einen heftigen Feldzug gegen die Bolschewiks mildern, den hier der Menschewik Stein und neben ihm oder richtiger über ihm der große Theoretiker K. Kautsky führen. In der Tat, sie begehen eine Heldentat und beweisen einen unerlöschlichen Born von Staatsweisheit! Könnte dies Marx erfahren, er würde sich im Grabe umdrehen. Für die Partei ist überhaupt kennzeichnend, daß sie noch immerfort fortfährt, für Kautsky als einen heiligen Propheten zu schwärmen, obgleich sie, mindestens seit dem 4. August 1914, wissen mußte, daß diesem gelehrten

Schulmeister nicht die geringste Spur von Marx's revolutionärem Geist innewohnt.

Aus all diesem folgt, daß die Unabhängige Sozialdemokratie im deutschen Proletariat weder treibende Kraft, noch Anziehungskraft besitzt. Die Arbeiter wissen sehr genau, was für sie die Solidarität ihrer Klasse bedeutet. Wenn sie sich mit der Parteisplaltung zufrieden geben sollen, so wollen sie diesen in ihren Augen, und auch in der Tat, teuren Preis nicht umsonst zahlen.

Die reaktionäre Utopie würde sie nicht befriedigen, und wenn letztere sich verwirklichen ließe, so würde dies den Anfang und nicht das Ende der Krise bedeuten. Der Zusammenbruch vom 4. August 1914 war ja ein Blitz aus heiterm Himmel. Er war das Resultat einer Krankheit, die bereits seit langer Zeit am Organismus der Partei und ihres glänzenden Aeußern nagte.

Die Unabhängige Sozialdemokratie kann natürlich sagen, daß sie die Spaltung nicht gewollt hätte, sie sei aus der Partei halb und halb mit Gewalt von den Regierungssozialisten hinausgedrängt worden.

Aber die Folge ihrer Politik der Halbheiten und des Zauderns war, daß die Massen ihr den Rücken kehrten, da sie in ihr die Ursache der Parteisplaltung erblickten. In der Tat, was ist dabei gewonnen, wenn die Regierungssozialisten sagen: „Wir bewilligen die Kriegskredite, aber nicht aus prinzipiellen Gründen“, und die Unabhängige Sozialdemokratie erklärt: „Wir lehnen die Kriegskredite ab, aber durchaus nicht aus prinzipiellen Gründen.“

„Ja“ und „Nein“ entspringen der gleichen Absicht, dem Bären den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen.

Soweit die Ergänzungswahlen ein Urteil zulassen, wird die Unabhängige Sozialdemokratie von den 28 Mandaten, über die sie verfügt, höchstens auf zwei bis drei Mandate mit Bestimmtheit rechnen können. Dieser Umstand an sich wäre noch kein Unglück, da aber die Unabhängige Sozialdemokratie mit ihrer „alten erprobten Taktik“ eine hauptsächlich parlamentarische Partei ist, so ist hierin ein böses Symptom für die kommende Zukunft zu erblicken.

Sowohl der Selbsterhaltungstrieb als auch das Gefühl der politischen Pflicht veranlaßt sie immer mehr, unter Anwendung der „alten, erprobten Taktik“ zu kämpfen. Wer da glaubt, sie sei fähig außerhalb dieses Rahmens den Finger zu rühren, auch wenn es sich um das höchste Gut der Menschheit handelt, gibt sich einer Illusion hin, die für ihn um so verhängnisvoller werden kann, je gewaltiger die Luftschlösser sind, die er auf diesem Boden baut.

Im Gegensatz zu der Unabhängigen Sozialdemokratie hat die Gruppe „Internationale“ gleich bei Beginn des Krieges allen Illusionen Balet gesagt und in ihren Thesen und andern programmatischen Erklärungen nie vergessen, daß nach dem schrecklichen Zusammenbruch vom 4. August 1914 der völlige Neuaufbau der Internationale möglich und notwendig ist. Während wir in der ersten Zeit überall auf Feindschaft und Verfolgung stießen — nicht zuletzt auch auf Seiten der Unabhängigen Sozialdemokratie —, hatten wir immer das Glück, bei den Arbeitern offenes Ohr und Herz zu finden, und was die Hauptsache ist, die gleiche Opferfreudigkeit, die ein-

mals ihre Väter zur Zeit des Sozialistengesetzes bekundet haben.

Nur einen Fehler haben wir gemacht, nämlich den, daß wir nach Gründung der Organisation der Unabhängigen Sozialdemokratie uns ihr angeschlossen haben, selbstverständlich unter Wahrung unseres eigenen Standpunktes, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, sie vorwärts zu treiben. Auf diese Hoffnung haben wir schon lange verzichten müssen. Alle Versuche dieser Art scheiterten daran, daß unsere besten und erprobtesten Leute seitens der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie des Lockspiegelstums verdächtigt wurden. Dieses Mißtrauen ist gleichfalls ein Erbe der alten und erprobten Taktik.

Aber schließlich gibt es Dinge, die jede Geduld zum Plagen bringen. Zu diesen gehört der sinnlose Kampf, den Kautsky und Co. gegen die Bolschewiks führen.

Wir begreifen natürlich die bebende Erregung dieses Denkers. Er ist empört, daß die Bolschewiks weit über die Grenzen der „alten erprobten Taktik“ hinausgegangen sind. Aber wir hegen immerhin einen Schimmer von Hoffnung, daß Kautsky mindestens so viel von Marx gelernt hätte, den er nach seinen eigenen Worten auswendig kennt und dessen wortgetreuen Text er in der Tat zu reproduzieren imstande wäre — daß es einfach unanständig ist von Leuten, die im Auslande in Ruhe und Sicherheit sitzen, zur Freude der Bourgeoisie die Stellung revolutionärer Kämpfer, die unter den schwierigsten Verhältnissen wirken und große persönliche Opfer bringen, zu erschweren.

Doch auch diese Hoffnung hat mich betrogen, und ich schreibe diesen Brief, indem ich einem Wunsche nachkomme, der wiederholt aus den Kreisen der Gruppe „Internationale“ geäußert worden ist.

Mit Gruß und Händedruck

Franz Mehring.

Eine Programmrede von Lenin.

Am 28. April schilderte Genosse Lenin in einer langen Reihe von logisch von einanderfolgenden, sich gegenseitig ergänzenden Thesen die jetzige Lage der proletarischen Revolution in Rußland, ihre Vorgeschichte, die verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung um zu den Pflichten und Aufgaben zu kommen, von deren Erfüllung seines Erachtens die Aufrechterhaltung und die Weiterentwicklung der proletarischen Macht abhängt. Die große Bedeutung dieser Thesen wird dadurch erhöht, daß sie mutig und scharf die Situation darstellen in ihrer ganzen Tragik ohne jeden Versuch sich oder anderen die verantwortungsvolle und folgenschwere Wahrheit zu verschleiern. Wir geben zusammenfassend den Hauptinhalt dieses historischen Dokuments wieder.

Das Hauptgewicht seiner Ausführungen legt Lenin auf die Notwendigkeit durch starke proletarische Disziplin und energischen Kampf das in Rußland herrschende Chaos zu überwinden, wozu die Ruhepause auszunützen sei, die durch den unsicheren und schwer erkaufte Frieden der russischen Sowjetrepublik gewährt worden. Die Unsicherheit des Friedens besteht nicht etwa darin, daß es dem Sowjet irgendwie einfallen könnte jetzt an die Wiederaufnahme des Krieges zu denken, so etwas kann —

fügt Lenin hinzu — außer den bürgerlichen Kontrevolutionären und ihren Nachbarn, den Menschewiks usw., keinem zurechnungsfähigen Politiker einfallen, sondern darin, daß in den imperialistischen Staaten, die von Westen und Osten Rußland umgeben und die militärisch sehr gut ausgerüstet sind, die Militärparteien die Oberhand nehmen könnten. Diese Ruhepause muß auf das Intensivste ausgenützt werden, um Rußland von den Wunden zu heilen, die der Krieg ihm zugefügt. Auch der aus verschiedenen Gründen noch nicht eingetretenen westeuropäischen Revolution wird die Sowjetmacht nur insofern den entsprechenden Bestand leisten können, als sie die organisatorische Aufgabe zu lösen imstande sein wird.

Um der Situation gerecht zu werden und die äußerst schwere und dringende Aufgabe der Organisation lösen zu können, müssen die Mitglieder der russischen kommunistischen Partei, Bolschewiks, wie auch alle bewußte Vertreter der Arbeitermassen den Grundunterschied einsehen zwischen den bürgerlichen Revolutionen in der Vergangenheit und der sozialistischen Revolution gerade in der in Betracht kommenden Hinsicht.

In den bürgerlichen Revolutionen bestand die Hauptaufgabe der arbeitenden Massen in der zerstörenden, vernichtenden Tätigkeit dem Feudalismus, der Monarchie, den militärischen Institutionen gegenüber, wobei es der bürgerlichen Minderheit verhältnismäßig leicht war, die positive oder organisatorische Arbeit zu verrichten.

Die Hauptaufgabe des Proletariats und des von ihm geführten ärmeren Bauerntums hingegen besteht in einer jeden sozialistischen Revolution und somit auch in der in Rußland am 25. Oktober 1917 begonnenen — in der positiven Arbeit, in der äußerst komplizierten Schaffung derjenigen organisatorischen Verhältnisse der planmäßigen Produktion und Verteilung der Produkte, die für die Existenz von Millionen und Abermillionen menschlicher Wesen notwendig sind. So eine Revolution kann aber nur dann erfolgreich sein, wenn die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung ihr tatkräftig beisteht, wenn die Arbeiter und Bauern zielbewußt, selbstlos mit entsprechender Ueberzeugung und Ausdauer für den Erfolg der Revolution arbeiten.

Durch die Schaffung des neuen Staatsgebildes, das den arbeitenden Massen die Möglichkeit gibt, sich selbstständig an den Aufgaben der neuen Gesellschaft zu beteiligen, ist nur ein Teil der schweren Aufgabe gelöst worden und nicht der schwerste. Die Hauptschwierigkeit liegt auf ökonomischem Gebiete, in der Notwendigkeit die Produktivität der Arbeit zu erhöhen, die strengste Kontrolle der Gütererzeugung und Verteilung überall durchzuführen, bezw. in der tatsächlichen Sozialisierung der Produktion.

Die ersten zwei Aufgaben der Partei, die Volksmehrheit für ihr Programm und Taktik zu gewinnen und die politische Macht zu erobern und den Widerstand der Ausbeuter zu brechen, sind von ihr, wenn nicht gänzlich, was unmöglich wäre — die Versuche der Kontrevolutionäre, die Sowjetmacht zu stürzen, sollen nicht unterschätzt werden — so doch in der Hauptsache erfüllt worden. Die Bolschewiks haben die Volksmassen Rußlands überzeugt, haben Rußland für die Armen von den Reichen erkämpft. Jetzt steht die schwerste Aufgabe, die

der Verwaltung vor, und wenn die Bolschewiks die gelöst haben werden, und die Eigenartigkeit dieser Uebergangsperiode überstanden haben, dann werden sie sagen dürfen, daß Rußland sozialistisch geworden ist. Dringend notwendig ist's, die Wunden, die der Krieg und die Niederlage zugefügt, zu heilen, die Unordnung, die die Bourgeoisie geschaffen und schafft, zu überwinden, ebenso wie alles, was durch die große Müdigkeit und den Hunger der Massen hervorgerufen, vor allem handelt es sich um die Sicherung der elementaren Ordnung.

Wie paradoxal es auch scheinen mag, gerade die Durchführung der elementarsten Pflichten, deren Aufstellung bei Revolutionären nur Hohn hervorzurufen imstande sind, wenn es sich um Pflicht der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber handelt — sei sorgfältig in der Verwaltung von Geldern, verschwende keine Zeit, siehe nicht, sei diszipliniert in der Arbeit, das alles ist nach der Niederwerfung der Bourgeoisie der Sowjetmacht gegenüber eine heilige Pflicht, von deren Erfüllung das Heil der Revolution abhängt und der entgültige Sieg des Sozialismus.

Zum ersten Mal in der Weltgeschichte ist es einer sozialistischen Partei gelungen in der Hauptsache die Eroberung der Macht und die Unterdrückung der Ausbeuter zustande zu bringen und an die Verwaltung zu treten, d. h. die äußerst schwere Frage der Neuorganisation auf ganz neuer, der tiefgehendsten ökonomischen Grundlage der Existenz von Millionen und Abermillionen von menschlichen Wesen zu stellen. Wir müssen uns dieser Aufgabe gewachsen zeigen. Diese Aufgabe ist aber zu gleicher Zeit auch die dankbarste, denn nur nach ihrer Lösung (in den Grundzügen) wird man sagen können, daß Rußland nicht nur eine Sowjetrepublik, sondern eine sozialistische Republik ist.

In einem bäuerlichen Lande, das erst vor einem Jahre den Zarismus gestürzt hat und vor weniger als einem halben Jahre sich von den Nopenkys befreit hat, bleibt nicht wenig Anarchismus, der durch die Vorbildung, die ein jeder reaktionäre Krieg mit sich führt, verstärkt wird, so daß es einer zähen, andauernden Arbeit der besten klassenbewußten Arbeiterschaft und des Bauerntums bedarf, um einen vollständigen Umschwung in der Stimmung der Massen hervorzurufen. Nur so ein Uebergang von den Proletariern und Halbproletariern vollstreckt, ist imstande den Sieg über die Bourgeoisie und vor allem über ihren zahlreichsten und hartnäckigsten Teil, die Bauernbourgeoisie, zu sichern.

Lenin betont, der Kampf gegen die Bourgeoisie sei in Rußland in eine neue Phase eingetreten, von der einfachsten Stufe der Expropriation der Kapitalisten gilt es nun zu der schwersten überzugehen, d. h. zu der Schaffung solcher Verhältnisse, unter denen die Bourgeoisie weder weiter existieren noch entstehen kann.

Im Vergleich mit der revolutionären Entwicklung Westeuropas, ist Rußland jetzt etwa auf die Stufe von 1873 und 1871 angelangt, wobei, was mit Stolz gesagt werden darf, Rußland einen Schritt weiter gegangen ist durch das Dekretieren und Einführen eines neuen Staatsgebildes der Sowjets. Begnügen darf man sich aber mit dem Erzielten keineswegs, denn der Uebergang zum Sozialismus hat zwar begonnen, aber das Entscheidende auf diesem Gebiete ist noch nicht geschehen.

Das Entscheidende besteht in der Einführung der strengsten Kontrolle über Produktion und Verteilung. In den Betrieben, die wir der Bourgeoisie abgenommen, ist es uns noch nicht gelungen die Kontrolle, ohne die die Vermehrung der Arbeitsproduktivität in nationalem Maßstabe unmöglich ist, einzuführen.

Dementsprechend erschöpft sich die Aufgabe des gegenwärtigen Momentes nicht ohne Weiteres in der einfachen Formel, die Offensive gegen das Kapital soll fortgeführt werden. Zieht man die besonderen Bedingungen des gegenwärtigen Augenblicks in Betracht, so ist es klar, daß wie im Kriege nach der siegesvollen Eroberung der Hälfte oder drei Viertel eines Territoriums, das siegende Heer eine Pause eintreten läßt, um sich für die weitere Offensive zu rüsten, so ist es auf der gegenwärtigen Stufe der politischen Entwicklung Rußlands notwendig, dasselbe dem Kapitalismus gegenüber zu tun. Gewiß bedeutet eine Ruhepause im Kampfe gegen den Kapitalismus nicht das, was sie im Kriege bedeutet, im Kriege ist es möglich die Operationen zum Stehen zu bringen, bei uns heißt es aber keineswegs die weitere Expropriation aufzugeben, sondern einfach und allein der Schwerpunkt unseres politischen und ökonomischen Kampfes muß verschoben werden.

Stand früher die Expropriation im Vordergrund, so muß jetzt die Kontrolle und Verwaltung der bereits exproprierten Betriebe in den Vordergrund treten. Würden wir im frühen Tempo die Expropriation des Kapitals weiterführen, so würden wir gewiß eine Niederlage erleiden, weil die Organisation und die Kontrolle der Produktion sich nicht in gleichem Schritte entwickeln könnte, der Abstand zwischen dem einen und anderen Kampfmittel muß eingeholt werden. Töricht wäre es zu behaupten, daß durch die Anerkennung dieser Notwendigkeit das Eingeständnis gemacht wird, daß die erste Methode unrichtig gewesen. Mit Nichten! Wie im Kriege die Kavallerie zuweilen durch die schwere Artillerie ergänzt wird, so müssen auch wir zu diesem Mittel greifen.

Es ist der Sowjetregierung vorgeworfen worden durch die rote Garde den Kapitalismus angegriffen zu haben. Zu einem gewissen Zeitpunkt war so eine Attacke notwendig und die rote Garde hat eine historische umfangreiche Leistung erfüllt, indem sie zu der Befreiung der Ausgebeuteten von den Ausbeutern beitrug. Die Methode war dadurch zur Notwendigkeit gemacht, als auch der Widerstand der Gegner militärischer Natur war. Nun hat die Erfahrung auf die Notwendigkeit des Aufbaues, der Verwaltung hingewiesen und auf die entsprechenden Mittel. Töricht wäre es zu behaupten, daß die rote Gardistenattacke überall und als einziges Mittel anzuwenden sei.

Die Methoden des Kampfes gegen den Gegner müssen den veränderten Umständen angepaßt werden. Jetzt, wo der militärische Widerstand der Bourgeoisie und die Sabotage besiegt worden sind, gilt es für die Sowjets die bürgerlichen Spezialisten zwecks so einer Umgestaltung des sozialen Gebildes auszunutzen, die das Aufstehen der Bourgeoisie unmöglich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Wirklichkeit und Einbildung in der linksradikalen Bewegung.

Von Julius Dickmann, Wien.

5. Ein Zeitakter der Verwaltung und der Massenaktionen.

2.

In der feudalen Gesellschaft stehen wirtschaftliche Macht und politische Gewalt in einem unmittelbaren Zusammenhang miteinander. „Die wirtschaftliche Macht des Feudalherrn, die Größe des Grundbesitzes entschied über die Anzahl seiner Hinterlassen, die Größe seines Gefolges, damit aber auch über die Zwangsgewalt, die ihm zu Gebote stand. Auf seinem Gebiet war er Herr und die Ausdehnung dieses Gebiets zeigte zugleich die Ausdehnung dieser Herrschaft. Soweit es eine staatliche Macht gibt, ist es nur die Zusammenfassung der Einzelstaaten, die jeder Feudalherr repräsentiert; der Staat bin ich, kann jeder einzelne auf seinem Gebiet mit vollem Recht verkünden. Der Staat sind wir, können sie erklären, soweit die geringen gesamtstaatlichen Aktionen des Mittelalters zur Blütezeit des Feudalismus in Betracht kommen. Und da es keine Trennung gibt zwischen wirtschaftlicher und politischer Gewalt, so sind beide auch unmittelbar vergleichbar, kommensurabel.“ (Hilferding.)

Die bürgerliche Revolution zerstückte die feudale Ordnung „in ihre einfachen Bestandteile, einerseits in die Individuen, andererseits in die materiellen und geistigen Elemente, welche den Lebensinhalt, die bürgerliche Situation der Individuen bilden. Sie entfesselte den politischen Geist, der gleichsam zerteilt, zerlegt verlaufen war; sie sammelte ihn aus dieser Zerstreuung, sie breitete ihn von seiner Vermischung mit dem bürgerlichen Leben und konstituierte ihn als die Sphäre des Gemeinwesens, der allgemeinen Volksangelegenheit in idealer Unabhängigkeit von jenen besonderen Elementen des bürgerlichen Lebens. Die bestimmte Lebensstätigkeit und die bestimmte Lebenssituation sanken zu einer nicht individuellen Bedeutung herab. Sie bildeten nicht mehr das allgemeine Verhältnis des Individuums zum Staatsganzen.“ (Marx „Judenfrage“ in Mehrings Sammlung, 1. Band, Seite Nr. 422.)

Waren in der feudalen Gesellschaft „die Elemente des bürgerlichen Lebens, wie z. B. der Besitz oder die Familie oder die Art und Weise der Arbeit, in der Form der Grundherrlichkeit, des Standes und der Korporation zu Elementen des Staatlebens erhoben“ (Seite Nr. 421), so bedeutet die bürgerliche Ordnung „die Reduktion des Menschen einerseits auf das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, auf das egoistische unabhängige Individuum, andererseits auf den Staatsbürger, auf die moralische Person“ (Seite Nr. 424).

Hier haben wir die Wurzel jenes Dualismus, welcher allen Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft eigenständig ist. „Die Differenz zwischen dem Kaufmann und dem Staatsbürger, zwischen dem Tagelöhner und dem Staatsbürger, zwischen dem Grundbesitzer und dem Staatsbürger, zwischen dem lebendigen Individuum und dem Staatsbürger“ (Seite Nr. 408) findet vor allem im bürgerlichen Rechtswesen ihren Ausdruck, in dem Unterschied zwischen Menschenrechten und Staatsbürgerrechten. Die ersteren (Freiheit, Gleichheit, Sicherheit) regeln die

Beziehungen der Individuen der bürgerlichen Gesellschaft zueinander und sind für das einzelne Individuum nur so weit durchsetzbar, als hinter ihnen seine wirtschaftliche Macht steht. So bildet die formelle bürgerliche Freiheit und Gleichheit in dialektischem Umschlag gerade die notwendige Voraussetzung für die Ausbeutung und Unterdrückung der schwächeren Individuen durch die stärkeren. Das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft bedeutet einen ununterbrochenen Kampf aller gegen alle, der Bourgeois und der Arbeiter, der Grundbesitzer und der Bourgeois, der Bourgeois untereinander.

Aber die wirtschaftliche Macht des Stärkeren, so fühlbar sie für den Unterdrückten ist, kann nicht unmittelbar in dessen politische Beherrschung umschlagen, wie das in der feudalen Gesellschaft der Fall war. Sie kann es nur durch das Mittel des Staates. Der Staat abstrahiert aber von den wirtschaftlichen Kämpfen in der bürgerlichen Gesellschaft.* Er ist nicht mehr die Summe der wirtschaftlichen Macht der Individuen, so wenig diese Individuen unmittelbar Bestandteile seiner politischen Gewalt bilden. Es besteht zwischen beiden eine Trennung. Der profane Mensch der bürgerlichen Gesellschaft muß erst eine Verwandlung in den Bürger durchmachen, um als solcher durch Gebrauch der Staatsbürgerrechte (Wahlrecht, Vereinsrecht) an der Staatsgewalt teilzunehmen. Das heißt, die ökonomischen Kräfte der bürgerlichen Gesellschaft sind nicht unmittelbar vergleichbar, kommensurabel.

Die wirtschaftliche Energie muß erst in politische Energie verwandelt, transformiert werden, um die in den Tiefen der bürgerlichen Gesellschaft bestehenden Gegensätze, an ihrer Spitze, im Staat vergleichbar und damit austragbar zu machen. Das Mittel aber, diese Verwandlung der wirtschaftlichen Macht in politische Gewalt herbeizuführen, heißt Parlamentarismus.

Drei Punkte müssen wir hier festhalten: Erstens, daß der Parlamentarismus eine Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ist. Er ist mit ihr entstanden und wird auch mit ihr untergehen. Die feudale Gesellschaft kennt keinen Parlamentarismus, denn in ihr braucht man nicht die ökonomische Macht in politische Gewalt erst zu übersetzen. Sie bildet von vornherein eine Einheit. Die feudalen Ständeversammlungen können nicht einmal formell als Parlamente gelten. Dort gab es keine Unterwerfung unter Beschlüsse einer Majorität, sondern nur freiwillige Vereinbarung unter Gleichen. So wenig ein internationaler Kongreß souveräner Mächte heute als Parlament bezeichnet werden könnte, so wenig gilt diese Bezeichnung für die feudalen Ständetage.

Zweitens ist festzuhalten, daß der bürgerliche Staat in der liberalen Epoche die Individuen als arbeitende, handelnde, geschäftige Glieder der Gesellschaft garnicht kennt. Er kennt sie nur im Feiertagsgewand des Bürgers. Seine Beziehungen, die er zu ihnen anknüpft, reichen nicht zur Werkstätte, zum Kaufmannsladen, zum Fabrikkontor, sondern nur bis zur Privatwohnung. Das parlamentarische System ist also nicht aufgebaut auf der funktionalen Rolle der wirtschaftenden Individuen in der gesellschaftlichen Produktion, sondern auf der terri-

* Ich muß ausdrücklich betonen, daß ich hier von der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer ersten, der liberalen Periode, spreche.

torialen Zusammenfassung der Staatsbürger. Solche territoriale Bürgergemeinschaften waren z. B. die Pariser Sektionen zur Zeit der großen Revolution. Sie bildeten gleichsam Zellen des revolutionären Organismus, dessen Haupt der Konvent war. Sobald die bürgerliche Gesellschaft fest begründet ist, macht der Revolutionskonvent dem simplen Parlament Platz, aus den Sektionen bewaffneter Bürger werden — Wahlbezirke.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeitergedanken.

Von M. Harger.

Hat auch die Autorität der Gewerkschaftsvorstände und Beamten bei den Arbeitern stark gelitten, so doch nur bei den politisch Reiferen und Aufgeklärteren. Aber aus den anderen besteht die größte Mehrzahl der Mitglieder, mindestens 90 Prozent, und die geben bei Abstimmungen den Ausschlag. Es würde daher eine Einheitsorganisation zu unseren Lebzeiten wohl nicht mehr zustande kommen, wollten wir die Zeit abwarten, bis die Gewerkschaften soweit reformiert sind, daß sie von selbst den Zusammenschluß vornehmen. Darum reich ans Werk, zeigen wir die Wirkung des Einheitsgedankens, lassen wir recht bald Genossen zum Worte kommen, die zahlengemäß die Rentabilität und die Kampfeskraft einer Organisation mit verminderten Verwaltungskosten, mit dem wahren Charakter einer Kampfesorganisation ohne Unterstützungs- und Almosen-gewährung, ausgenommen natürlich Streik- und Gemäßregelungenunterstützung, an der alle Lohnarbeiter, ganz gleich welcher Branche und welchen Geschlechtes, gleiche Rechte und Pflichten haben, und in welcher über alle Fragen nur sie selbst zu entscheiden haben (das soll allerdings im Deutschen Metallarbeiterverband auch so sein), nachweisen, damit auch der Einwand der Bedenklichen, eine neue Organisation würde infolge Mangel an Mitteln kaum Kämpfe erfolgreich durchführen können, widerlegt werden kann.

Es ist sehr wichtig, daß die Zwecke, Ziele, Leistungen, kurz das Programm einer Einheitsorganisation einmal einwandfrei festgestellt und veröffentlicht wird. Unmöglich kann jemand, den diese Angelegenheit nicht ganz und gar beschäftigt, der nebenbei noch seine 10 bis 12 Stunden Fabrikarbeit leisten muß, alle sich darauf beziehenden Fragen beherrschen und daher auch nicht alle Einwände einwandfrei zerstreuen. Und ist eine solche Organisation erst einmal volkstümlich geworden, sind ihre Ziele und Wirkungen bekannt, dann wird und könnte meines Erachtens jawohl mancher Verband von der Mitgliedschaft zum Anschluß bestimmt werden.

Wie notwendig die Einheitsorganisation ist, mögen neben den an anderer Stelle schon soviel angeführten, noch folgende Beispiele zeigen. In einer kleineren Stadt, in der sich durch den Krieg die Industrie erst richtig entwickelt hat, haben die Ortsverwaltungen der größeren Verbände (Metall-, Holzarbeiter, Maler und Lackierer) je ca. 450 Mitglieder. Durch die ewigen Neuaufnahmen und Einberufungen ist die Arbeit in den Zahlstellen so ins Riesenhafte gewachsen, daß es den Ortsverwaltungsmitgliedern einfach unmöglich ist, diese in den Freistunden zu bewältigen. Einen Beamten aber konnte die Zahlstelle erst beanspruchen, wenn 500 Mitglieder ihr angehören. Trotzdem also die Arbeit in den Verwaltungen

dreier Gewerkschaften für jede unbedingt eine Person erheischt, die sich nur der Gewerkschaft widmet, ist es allen dreien nicht möglich eine solche zu bekommen. Viel Arbeit bleibt infolgedessen ungetan, den Verbänden zum Schaden.

Wie anders wäre es, wenn alle drei Gewerkschaften mit ca. 1300 Mitgliedern zusammen einen Beamten anstellen könnten, der nicht zu viel, aber auch gerade genug Arbeit hätte den Tag voll auszufüllen. Ein anderes Moment kommt noch hinzu. Die Mitglieder der Ortsverwaltung einer Branche wünschen ihren jetzigen Vorsitzenden, dem sie ihr volles Vertrauen nicht ohne Grund schenken, zum Beamten. Dieser aber kann als Arbeiter jetzt bedeutend mehr verdienen als ihm die Tätigkeit des Verbandsbeamten einbringt. Er verzichtet daher selbstverständlich. Jetzt wird ihnen, wenn, was in nächster Zeit zu erwarten ist, die 500 Mitglieder voll sind, ein anderer Beamter gestellt, der auch gleichzeitig Bevollmächtigter laut Statut sein wird. Die Mitglieder aber wollen ihren alten vertrauenswürdigen und tüchtigen Vorsitzenden behalten. Einfach nicht zu machen. Hätten wir die Einheitsorganisation, so wären alle Arbeiter des Städtchens in einem Verbandsverbande und die Arbeit könnte voll und ganz von Angestellten, welche unter Kontrolle der von der Mitgliedschaft gewählten, im Berufe arbeitenden Vorständen stehen, bewerkstelligt werden.

Ein anderes Beispiel für die Notwendigkeit der Einheitsorganisation ist das: In den größeren Betrieben arbeiten ungelernete Arbeiter heute in der Schlosserei, morgen in der Tischlerei oder Malerei. In der Schlosserei werden sie meinetwegen in den Metallarbeiterverband aufgenommen, in den anderen Abteilungen ist unmöglich ein Uebertritt zu verlangen, der ersten Gewerkschaft aber geht die Kontrolle meistens verloren. Gewiß Grund genug, ohne die anderen vielen Unzuträglichkeiten zu erwähnen, die Vereinigung der Branchen in eine Organisation zu fordern. Die Einheitsorganisation ist eine Naturnotwendigkeit, sie muß kommen. Aber verlassen wir uns ja nicht auf den Zusammenbruch des jetzt Bestehenden in sich selbst.

Wie oft hörte ich von gesinnungstreuen Genossen vor dem Kriege die Ansicht in Bezug auf den Staat, das jetzige System muß in sich selbst zusammenbrechen. Es kann sich auf die Dauer unmöglich halten, denn es ist ungesund. Ach, wie schön hat uns der Krieg gezeigt, daß alles das, wohinter Geld steckt, auch gesund ist und Macht hat und sich durchsetzen kann. Das jetzige System setzt sich nicht nur nicht durch, sondern baut sich noch aus nach allen Regeln der Kunst aus. Daß alle Verbesserungsarbeit an ihm unnütz ist, hat jeder denkende Arbeiter längst erkannt. Nichts anders ist es aber mit dem heutigen Gewerkschaftssystem. Auch da nützen keine Aenderungsversuche. Und in sich zusammen bricht es ebenfalls nicht, denn auch dieses ist auf Geld gebaut. Darum muß ganze Arbeit getan werden, soll etwas Ersprießliches werden.

2.

Neben der Gewerkschaftsfrage beschäftigt wohl kaum eine Frage den Arbeiter mehr als die Jugendfrage. Ich glaube durch lange Mitarbeit an allen möglichen Arbeiterjugenden in der Lage zu sein, die Ansichten der Genossen in dieser Sache zu kennen und will sie, sowohl wie

auch meine eigenen, darlegen. Mit der Jugendfrage auf das Engste verknüpft ist die Religionsfrage. Meines Erachtens können beide Fragen eigentlich nur zusammen behandelt werden. Denn die Lösung der einen Frage bedingt immer eine ausreichende Kenntnis in der anderen. Es ist selbstverständlich alles nur bedingt wahr, und es liegt mir fern etwa zu behaupten, daß es einem geistig hochstehenden Menschen nicht doch möglich sein sollte, sich ganz von dem ihm in der Jugend eingeimpften Aberglauben frei zu machen. Das sind aber immer nur große Ausnahmen, dieses ist also auch nur bedingt wahr und Ausnahmen kommen nicht in Frage. Im Großen und Ganzen liegt die Sache jedenfalls so, daß wir uns nur so leicht, wenn auch nur im Unbewußtsein, in Augenblicken der Gefahr an irgend etwas Mystisches klammern, die Hilfe des Gottes erleben, der uns in der Jugend als Helfer und Retter geschildert ist.

Höre man nur einmal, wie es denen in den Schützengräben ergangen ist, wenn der Feind trommelte, oder höre man die Berichte der Seeleute. Im letzten Augenblicke haben sich fast alle ihres Gottes erinnert und ihn um Beistand angefleht. Diese Tatsache sollte uns zu denken geben; denn ein Mensch, der gesund an Körper und Geist in der Stunde der Gefahr seine Zuflucht zu einem außerirdischen Wesen nimmt, ist unendlich innerlich ganz frei von Aberglauben. Sowohl ein Unglück als auch ein freudiges Ereignis wird in seinem Innern mystische Gefühle auslösen.

Ein solcher nun aber erst in die Hände eines Pfaffen oder eines anderen Religiösen gebracht, wird unbedingt bald wieder zu seinem Gott zurückkehren, auch schon deshalb, weil die Gründe, die jener für den Glauben ins Feld führt, von diesem (besonders wenn er der Arbeiterklasse angehört) meistens nicht widerlegt werden können und sein eigenes inneres Erlebtes hat sich an und für sich schon für den Glauben entschieden.

Uns aber ist zur Genüge bekannt, daß für die Aufklärung der Glauben das größte Hindernis ist. Und ich halte es für sehr bescheiden, wenn ich behaupte, die Irrungen innerhalb der Partei sind zum Teil mit auf das Konto der mangelhaften religiösen Aufklärung der Führer zu setzen. (Schluß folgt.)

Aus unserm politischen Tagebuch.

13. Juli.

Die Sozialpatrioten sind sich doch in allen Ländern gleich. Wie in Deutschland diese Herren unter der Führung von Barons und Janssen eine wütende Hege gegen die Bolschewiks unter kritischer Benutzung der kapitalistischen Verleumdungen betreiben, so tun dasselbe ihre Vettern im Auslande. Die Herren fühlen sich dabei ganz als die Sachwalter der Kapitalisteninteressen. So lastet Herrn Vliegen, einem der Führer der holländischen Sozialpatrioten der Beschluß der russischen Sowjets, die Anleihen des Zarinismus außer Kurs zu setzen, und die Zinszahlung einzustellen, schwer auf dem Herzen. In der niederländischen ersten Kammer hat er seinem Herzen darüber Luft gemacht. Aber er hat für sich und die holländischen Börsenjobber einen Trost: „Er glaubt sicher, daß sich diese Sache schon noch machen wird. Sobald Rußland neues Kapital nötig hat, ist die Zeit gekommen, um mit der russischen Regierung abzurechnen.“ Die Sozialpatrioten als Schutzwache vor den Kassaschränken des Großkapitals. So wird es sich gehören!

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Int. Institut
Soz. Geschichts-
Amsterdam

Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 30

Erscheint wöchentlich einmal. **Bremen, den 27. Juli 1918** Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 84 Pfg., vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Spartakus und Haase	Seite 179
Arbeitergedanken. Von M. Harger	180
Eine Programmrede von Lenin	182
Feuilleton:	
Volksfest. Von Alexander L. Kelland	184

Spartakus und Haase.

Schwerer Aerger ist den Häuptern der Unabhängigen Partei widerfahren. Aus ihrem eigenen Lager hat sich eine Stimme wider sie erhoben, noch dazu eine angesehenere und gewichtigere Stimme, und sie hat Worte ausgesprochen, die geradezu vernichtend wirken müssen. Aus der Tagespresse werden unsere Leser schon erfahren haben, daß Genosse Franz Mehring, obgleich selbst Mitglied der Unabhängigen Partei, in der Prawda (einem Organ der russischen Bolschewiki-Regierung) Mitte Juni einen Aufsatz veröffentlicht hat, den die „I. R.“ des Herrn Heilmann sich beilegte, unter dem Titel „Franz Mehring über den Zusammenbruch der Unabhängigen“ ins Deutsche zurückzuübersetzen und frohlockend zu verbreiten. In der Tat, wer die Worte Mehrings liest, wird den Jubel der Herren Heilmann und Baumeister begreifen. Wir begnügen uns auf folgende Sätze Mehrings hinzuweisen:

„Es mangelt der unabhängigen Sozialdemokratie an der werdenden Kraft, um die proletarischen Massen aufzurütteln und fortzureißen.“

„Das Ziel der Unabhängigen (nämlich die alte Sozialdemokratie, wie sie bis zum 4. August 1914 bestanden hat, mit ihrer alten erprobten Taktik wieder herzustellen) ist nichts als eine Utopie, zudem eine reaktionäre, da sie die Absicht hat, einen Leichnam auszugraben und ihn zu neuem Leben zu schmücken.“

„Der Trauer der unabhängigen Sozialdemokratie um die unwiederbringliche Vergangenheit entspricht ihre völlige Blindheit gegenüber den treibenden Kräften der Gegenwart.“

„Was ist dabei gewonnen, wenn die Regierungsozialisten sagen: ‚wir bewilligen die Kriegskredite, aber durchaus nicht aus prinzipiellen Gründen‘, und die Unabhängige Sozialdemokratie erklärt: ‚wir lehnen die Kriegskredite ab, aber durchaus nicht aus prinzipiellen Gründen‘.“

Man wird zugestehen, daß Mehring hier über die Partei, der er selbst angehört, in einer Weise den Stab bricht, wie es der schärfste Gegner nicht mit größerer Entschiedenheit tun könnte. Man halten wir es freilich für ein veraltetes Vorurteil, daß jemand deshalb, weil er an seiner eigenen Partei Kritik übt, in ihren Reihen nicht mehr bleiben oder nicht mehr geduldet werden könnte. Im Gegenteil, gerade als Mitglied einer Partei hat man die Pflicht, offen und scharf alles zu nennen,

was der Partei und der von ihr vertretenen Sache schädlich ist. Aber Mehring hält offenbar die Unabhängige Partei für unheilbar. Denn er schreibt u. a.:

„Für die Partei ist überhaupt kennzeichnend, daß sie noch immer fortfährt für Kautsky als einen heiligen Propheten zu schwärmen, obgleich sie, mindestens seit dem 4. August 1914, wissen müßte, daß diesem gelehrten Schulmeister nicht die geringste Spur von Marzens revolutionärem Geist innewohnt.“

„Wer da glaubt, die Partei sei fähig, außerhalb des Rahmens der ‚alten erprobten Taktik‘ (nämlich der Taktik der Wahlen und der Reden im Parlament) den Finger zu rühren, auch wenn es sich um das höchste Gut der Menschheit handelt, gibt sich einer Täuschung hin.“

Mehring stellt dann das Verhalten der Spartakusgruppe in Gegensatz zu dem der Unabhängigen, und bemerkt dazu:

„Nur einen Fehler haben wir gemacht, nämlich den, daß wir nach Gründung der Organisation der Unabhängigen Sozialdemokratie uns ihr angeschlossen haben, selbstverständlich unter Wahrung unseres eigenen Standpunktes, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, sie vorwärts zu treiben. Auf diese Hoffnung haben wir schon lange verzichten müssen. Alle Versuche dieser Art scheiterten daran, daß unsere besten und erprobtesten Leute seitens der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie des Lockspitzeltums verdächtigt wurden. Dieses Mißtrauen ist gleichfalls ein Erbe der alten und erprobten Taktik.“

„Aber schließlich gibt es Dinge, die jede Geduld zum Plagen bringen. Zu diesen gehört der sinnlose Kampf, den Kautsky u. Co. gegen die Bolschewiks führen.“

Zum Schluß hebt Mehring noch ausdrücklich hervor, daß er diesen Brief infolge eines Wunsches schreibe, „der wiederholt aus den Kreisen der Gruppe Internationale geäußert worden ist“.

Man wird nicht bestreiten wollen, daß dies denn doch etwas anderes ist, als der Versuch eines Parteimitgliedes, durch offene Kritik seiner Partei zu nützen. Der Brief ist ganz offenbar diktiert von dem Wunsch, aller Welt kundzutun, daß man für das Verhalten der Unabhängigen Partei nicht verantwortlich sein will, daß man innerlich mit ihr nichts zu tun habe. Und diesen Brief hat Mehring auf den Wunsch und also natürlich im Einverständnis mit seinen Freunden von der Spartakusgruppe geschrieben. Was folgt daraus?

Daraus folgt erstens, daß die Dinge genau den Verlauf genommen haben, der sich vor einem Jahr voraussehen ließ. Als damals, zu Ostern 1917, die Einladung zu jener Konferenz erging, welche alle Teile der sozialdemokratischen Opposition unter der Führung der Haase und Ledebour zusammenschmelzen sollte, und als die Spartakusgruppe dem Lockruf folgte, während die